

### Allgegenwärtiger Tod: Arbeitsbedingungen und Mortalität im Ruhr-Bergbau bis zum Ersten Weltkrieg

Martin, Michael

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Zeitschriftenartikel / journal article

**Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:**  
GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Martin, M. (2009). Allgegenwärtiger Tod: Arbeitsbedingungen und Mortalität im Ruhr-Bergbau bis zum Ersten Weltkrieg. *Historical Social Research*, 34(4), 154-173. <https://doi.org/10.12759/hsr.34.2009.4.154-173>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:  
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

#### Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more Information see:  
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

# Allgegenwärtiger Tod. Arbeitsbedingungen und Mortalität im Ruhr-Bergbau bis zum Ersten Weltkrieg

Michael Martin\*

**Abstract:** »Ubiquitous death. Conditions of work and mortality in the Ruhr coal mining industry up to First World War«. The mining industry in the German Empire was shaped by high mortality rates among the young miners. Apart from the generally bad working conditions for this in particular sociological parameters were responsible: On the one hand questions of the operational organization (vocational training, hierarchies), on the other hand the specific environment of the young miners. Within the mining culture different forms of the reaction to (premature) death developed. This shows up in particular in „the mastering strategies“, which ranged from the spectrum of God-intended fate, accusing rage up to military heroism.

**Keywords:** mining industry, conditions of work, accident, mining industry culture.

## Einleitung

Im Bergbau war der frühzeitige Tod allgegenwärtig. Dies gilt für die reale Arbeitswelt ebenso wie für die bergmännische Kultur. Die Lebenserwartung der Bergleute im deutschen Kaiserreich, um die es im Folgenden geht, war – im Vergleich zu anderen Berufsgruppen – besonders gering und gleichzeitig die Mortalität junger Leute exorbitant hoch. Dies resultierte aus mehreren Begründungszusammenhängen. Im Zuge der Industrialisierung des Bergbaus im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts herrschte ständiger Arbeitskräftemangel, der nur durch den massiven Zuzug aus dem Osten gedeckt werden konnte, der vor allem von jungen, mobilen Leuten getragen wurde. Ab dem 16. Lebensjahr durften diese bergrechtlich unter Tage eingesetzt werden. Doch obwohl die Masse der Zuwanderer völlig unerfahren war, gab es im Bergbau bis zum Ersten Weltkrieg kein Ausbildungssystem, so dass die jungen Männer völlig unvorbereitet in die Gruben einfahren mussten. Gleichzeitig wurden sie an besonders gefährlichen Arbeitsorten (als Schlepper, Bremser etc.) eingesetzt. Beides zusammen führte zu einem signifikant hohen Arbeitsrisiko. Ebenso fanden sich

---

\* Address all communications to: Michael Martin, Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin, Universität Ulm, Frauensteige 6, 89075 Ulm, Germany;  
e-mail: michael.martin@uni-ulm.de.

unter den Opfern der großen Grubenkatastrophen regelmäßig überproportional viele junge Bergleute.

Auch die bergmännische Kultur war geprägt vom allgegenwärtigen Tod. In den Liedern und Gedichten trägt der Knappe „ein Totenhemd“, fuhr zur „letzten Seilfahrt“, sollte „die Sonne niemals wieder sehen“ usw. Man reagierte angesichts der Gefahr auf unterschiedlichen Ebenen. Einerseits waren Bergleute traditionell religiös: Sie hatten eine eigene Schutzheilige, bauten Kapellen und beteten vor jeder Einfahrt. Andererseits hatte sich eine entsprechende „Kriegskultur“ entwickelt. Bergknappen trugen (zu Feiertagen oder Beerdigungen!) Uniformen und waren militärisch organisiert. Der Feind war hier indes keine andere Nation, sondern die Natur, der man die Kohle, so ein Begriff aus der bergmännischen Fachsprache, „raubte“. Fuhr man unter Tage, zog man gleichsam in den Krieg. Dementsprechend waren Opfer zu beklagen.

In der historischen Literatur zum Bergbau wurde der Umgang mit dem Tod nur selten, wenn, dann anhand von spektakulären Unglücksfällen (Pabst 1982; Brämer 1992; Slotta 2008) thematisiert. Die Unfälle und Grubenkatastrophen stehen bis heute im Fokus der Forschung (Kroker/Farrenkopf 1998), wobei die besondere Gefährdung jugendlicher Bergleute nicht eigens thematisiert wird. Dies gilt auch für betriebssoziologische Studien (Steinberg 1957; Hagenkötter 1969; Völkening 1980) oder die einzige fundierte Studie zur Lage der jugendlichen Arbeiter im Bergbau (Imbusch 1916).

Ausgehend von der Prämisse, dass der Bergbau besonders gefährvoll war, thematisiert der Beitrag den Zusammenhang von Tod und Arbeit. Im ersten Teil werden die Rahmenbedingungen, die für den allgegenwärtigen Tod verantwortlich waren, dargestellt. Im Mittelpunkt des zweiten Teils steht die Rezeption des *frühzeitigen Todes* als Schicksal, Heldentum oder Skandal.

## 1. Rahmenbedingungen: Arbeit und Tod

Der Bergbau im deutschen Kaiserreich war geprägt durch einen hohen Grad von Morbidität und Mortalität unter den Bergleuten, was insbesondere den allgemein extrem belastenden Arbeitsbedingungen, wie sie zunächst (1.1) beschrieben werden, geschuldet war. Für die besondere Gefährdung jugendlicher Bergleute traten daneben weitere Faktoren hinzu, vor allem die mangelnde Erfahrung, die fehlende Ausbildung sowie betriebssoziologische Strukturen und die spezifischen Lebensbedingungen (1.2).

### 1.1 Arbeitsbedingungen

Die Bergarbeit unter Tage musste unter Bedingungen verrichtet werden, die den Körper extrem belasten. Ihre Spuren waren in den Gesichtern der Bergleute zu sehen: Auf Fotografien aus dem Kaiserreich wirken Dreißigjährige mitunter wie alte Männer. Das galt noch verstärkt für die auf diesen Abbildungen kaum

sichtbaren Folgen für die Muskeln, Sehnen, Knochen, Gelenke, Gefäße, Nerven und Organe. Anfang vierzig war man im statistischen Mittel „bergfertig“, war körperlich nicht mehr in der Lage, die schwere Arbeit in der Grube zu leisten. Bergarbeiter im Ruhrrevier wurden 1908 durchschnittlich nach 17,2 Berufsjahren, im Alter von 41,8 Jahren, invalide. Kaum ein Arbeiter unter Tage war älter als 40 Jahre (Allgemeiner Knappschaftsverein 1909, 56).

Eine wesentliche Determinante war dabei das Grubenklima. In den Tiefbauzechen, die über 1000 Meter in das Erdinnere hinab drangen, herrschten an den Abbaustellen nicht selten bis weit über 30°C, in der Spitze wurde bis über 40°C erreicht. Zu der Hitze trat verschärfend die extrem hohe Luftfeuchtigkeit. Nach einer Reihenuntersuchung von 1880 betrug die relative Luftfeuchtigkeit vor Ort 94-99%. Unter Tage herrschten klimatische Verhältnisse, so ein zeitgenössischer Kommentar, die „obertags bloß in den Tropengegenden und da auch nur zu gewissen Jahreszeiten zu verzeichnen sein dürften“ (Goldmann 1903, 6).

Allerdings traten hier zwei entscheidende Faktoren hinzu, die in den Tropen nicht gegeben waren. Einerseits die schlechte Grubenluft, die, bedingt durch das Ein- und Ausatmen der Lebewesen, den Ruß der Grubenlampen, die Explosionsrückstände der Sprengmittel und das Verrotten der Grubenhölzer, geprägt war von einem relativ geringen Anteil an Sauerstoff bei einem gleichzeitig hohen Kohlensäure-Gehalt. Zudem war die Staubentwicklung exorbitant hoch. Darüber hinaus hatten die Bergleute unter diesen hoch belastenden Bedingungen extrem schwere körperliche Arbeit zu verrichten.

Führten diese Faktoren zu einer allgemeinen Auszehrung des Körpers, kamen zahlreiche Gefährdungspotentiale hinzu, die den allgegenwärtigen Tod greifbar machten. Zum einen war da die weitgehende Dunkelheit. Die pech-schwarzen Grubenbaue wurden lediglich von einzelnen, vom Bergmann bei sich zu führenden Benzin-Lampen erhellt, die nur eine schwache, flackernde Lichtquelle darstellten. Eine fest installierte Beleuchtung gab es in den Strecken, deren Elektrifizierung erst Ende der 1920er Jahre einsetzte, noch lange nicht, allenfalls vereinzelt an den Anschlägen oder ähnlichen zentralen Punkten. Die zahllosen Gefahren, die daraus resultierten, begannen schon beim Umgang mit dem bergmännischen Gezähe (Handwerkszeug). Während das Führen der schweren Werkzeuge für den erfahrenen Bergmann Routine darstellte, lagen darin für den ungeübten Berufsanfänger erhebliche Risiken. In der Dunkelheit verletzte er beim Umgang mit den eigentümlichen Geräten, beim Verrichten ungewohnter Tätigkeiten nicht selten sich selbst oder seine Arbeitskameraden.

Das Risikopotential lag im Charakter der Bergarbeit. Sie war extrem kräftezehrend, erforderte aber auch vielfach höchst komplexe Bewegungsabläufe, etwa in (halb) liegender Position oder beim Arbeiten über Kopf. Gerade auch das Rangieren mit den schweren Kohlewagen, zu dem vorwiegend Jungbergleute eingesetzt wurden, barg enorme Risiken. Dabei war höchste Konzentration gefordert, die – neben der ohnehin großen Belastung durch die schlechte

Luft und die Hitze – angesichts der Dunkelheit nur bedingt aufrechterhalten werden konnte, umso weniger bei den Neubergleuten, auf die all diese Faktoren massiv einwirkten. Konzentrationsschwierigkeiten waren daher zwangsläufig und damit auch ein wachsendes Unfallrisiko. Die permanente Überanstrengung der Augen war das eine: Das Augenzittern (Nystagmus) war eine weit verbreitete Krankheit unter den Bergleuten und führte vielfach zur frühzeitigen Invalidisierung (Ohm 1912). Das andere war das psychologische Moment, die ständige Ungewissheit der möglichen Gefahren jenseits des beschränkten Gesichtsfeldes. Die bergmännische Redensart „Hinter der Hacke ist es duster“ beschreibt diesen Sachverhalt treffend. Einerseits wusste man nie, welche Gefahren im nächsten Moment drohten, andererseits war der Arbeitsplatz jenseits der Hacke im wahrsten Sinne des Wortes duster, dunkel.

Dunkelheit bedeutete Bedrohung, aber sie verursachte auch praktische Probleme. Neben der technischen Arbeitsverrichtung konnte allein schon die Fortbewegung unter Tage erhebliche Risiken bergen. Der Bergmann sah kaum, wohin er trat. Die erheblichen Unebenheiten der Wegstrecke, herumliegendes Material oder Gezähe provozierten Unfälle, von Verstauchungen, Quetschungen und Brüchen bis hin zu Abstürzen mit Todesfolge, etwa in übersehene Schächte oder Bremsberge. Hervorspringendes Gestein wurde oft nicht erkannt, eine ungeschickte Bewegung konnte das Zerbrechen des Glaszylinders der Sicherheitslampe bewirken, unter Umständen mit den fatalen Folgen einer Grubengas-Explosion. Dass auch hier die Jungbergleute besonders gefährdet waren, bedarf keiner weiteren Erklärung.

Dies galt auch für das Erkennen drohender Gefahren in der Dunkelheit, wie es von erfahrenen Bergleuten über andere Sinneswahrnehmung geleistet wurde. Dazu gehörte das Riechen von gefährlichen Grubengasen („böse Wetter“) ebenso wie das Hörvermögen. Das vielzitierte „Knistern im Gebälk“, die Geräusche, die Gesteinsbewegungen in der Verzimmerung auslösen, konnten, richtig interpretiert, Leben retten.

Der Bergbau war geprägt durch die allgemein schlechten Arbeitsbedingungen (Hitze, Staub, Dunkelheit etc.) sowie ein extrem hohes Unfallrisiko. Dass letzterem vorwiegend die Jungbergleute ausgesetzt waren, ist evident. Neben der mangelnden Erfahrung waren hierfür insbesondere Faktoren verantwortlich, die der Arbeitsorganisation und Betriebssoziologie einerseits, andererseits der besonderen Disposition der Jugendlichen geschuldet waren.

## 1.2 Einsatz jugendlicher Bergarbeiter

Im Kontext des Einsatzes jugendlicher Bergarbeiter müssen zwei Gruppen unterschieden werden: Zum einen diejenigen, die offiziell als „jugendliche Arbeiter“ geführt wurden, also Heranwachsende zwischen 14 und 16 Jahren; und zum anderen der um ein vielfaches größere Anteil von „Jungbergleuten“, eine Kategorie, die nicht definiert war und über die daher auch keine offiziellen

Zahlen vorliegen. Im Folgenden sind damit jene Bergleute gemeint, die aufgrund ihres Alters (etwa bis Anfang zwanzig) oder ihrer Herkunft (Zuwanderung) über keine bis geringe Vorkenntnisse im Bergbau verfügten und zugleich massiv im Abbau unter Tage eingesetzt wurden. Dieser Personenkreis bildete jene Gruppe, die den höchsten Arbeitsrisiken ausgesetzt war.

Die Zahl der im preußischen Bergbau beschäftigten jugendlichen Arbeiter (14-16 Jahre) betrug 1883: 9381, 1903: 18.189 und 1913: 30.318, davon unter Tage 1883: 921, 1902: 1762 (ab 1903 keine Angaben): also 10% der unter 16-jährigen arbeiteten unter Tage – trotz Verbot! Ihr Anteil an der Gesamtbelegschaft stieg in diesem Zeitraum von rund 3% auf 4% (Imbusch 1916, 7f.). Die Art der Beschäftigung der Jugendlichen war sehr verschiedenartig. Ein erheblicher Teil wurde über Tage als Bergeklauber eingesetzt, das heißt, sie hatten die Steine und anderen Verunreinigungen aus den zu Tage geförderten Kohlen herauszulesen. Daneben waren sie als Schlepper, Förderwagenreiniger bzw. -schmierer oder bei der Instandhaltung der Wetterlampen tätig. Unter Tage wurden sie als Schlepper eingesetzt (was regelmäßig mit Arbeitskräftemangel begründet wurde), als Hilfsarbeiter beim Befüllen der Wagen, als Pferdejugen oder beim Bedienen der Wettertüren.

Als Gründe für die Zunahme der Zahl der jugendlichen Beschäftigten wurde die „Ausdehnung des Bergbaus“ und der damit verbundene Mangel an Arbeitskräften genannt. In solche Situationen „nahmen die Werksbesitzer dann an Arbeitskräften, was sie haben konnten.“ Die Berginspektoren hoben auch hervor, „dass der Mangel an Arbeitskräften zu der ausgedehnten Verwendung der jugendlichen Arbeiter unter Tage führte“ (Imbusch 1916, 15ff.). Daneben wurde aber auch das „Streben nach einem sesshaften Arbeiterstamm“ als Begründung angeführt. Dahinter steckte natürlich das Bestreben der Werksbesitzer, die jungen Männer früh zu disziplinieren und an die extremen Arbeitsbedingungen unter Tage zu gewöhnen.

Dass manche Zechenbetreiber vor dem Einsatz Jugendlicher zurückschreckten, hatte, so ein Bergbeamter 1895,

seinen hauptsächlichsten Grund in deren Unaufmerksamkeit und Unlust zur Arbeit sowie in dem häufigen Unfug, den sie treiben, so dass die Beaufsichtigung erschwert wird. Nur bei der Kohlenklauberei zeigen sich die jugendlichen Arbeiter brauchbar.

Ein Berginspektor aus Recklinghausen führte im Jahr 1901 als Grund für die Beschäftigung der Jugendlichen an, das „Bestreben der Werke, die Eltern durch Arbeitsgelegenheit für ihre Kinder an sich zu fesseln“. Auch wenn seitens der Zechenbetreiber ihre vermeintlich altruistische Haltung herausgestellt wurde, den Familien Verdienstchancen zu bieten, lag ihre Strategie eindeutig darin begründet, die Arbeiter und ihre Familien an das Werk zu binden, sie abhängig zu machen und gleichsam zu domestizieren. Die Arbeiter ihrerseits waren vielfach gezwungen, auf die Offerten der Unternehmer bedingungslos einzugehen.

Recht oft sind die Arbeiter mit zahlreicher Familie so schlecht gestellt, dass sie ihre Kinder nach Entlassung aus der Schule möglichst sofort zum Mitverdienen bringen müssen.

Viele Väter bemühten sich auf ihren Zechen um die Einstellung ihrer Söhne. „Ein starkes Angebot jugendlicher Arbeiter macht aber deren Arbeitskraft recht billig und ihren Gebrauch für die Werksverwaltungen recht lohnend.“ In allen Revieren des preußischen Bergbaus existierten zwar bergpolizeiliche Schutzbestimmungen zum Einsatz jugendlicher Arbeiter, die aber nicht selten unterlaufen wurden. Einige verboten die Beschäftigung Jugendlicher unter 16 Jahren unter Tage grundsätzlich, andere machten Einschränkungen, verboten etwa die Tätigkeit als „Wagenstößer“ und Pferdejunge, erlaubten aber die des – besonders gefährdeten – Bremsers. Die Arbeitszeit für 14- bis 16-jährige war in der Regel auf „nicht länger als zehn Stunden täglich“ beschränkt. Allerdings:

Wenn Naturereignisse oder Unglücksfälle den regelmäßigen Betrieb einer Anlage unterbrochen haben, so können Ausnahmen von den Bestimmungen gewährt werden (alle Zitate in diesem Abschnitt Imbusch 1916, 51ff.).

Von den Arbeitsrisiken war in erster Linie jene große Zahl der Jungbergleute betroffen, die, mit Erreichung des 16. Lebensjahres, offiziell unter Tage eingesetzt werden konnten. Im Durchschnitt der Jahre 1911 bis 1913 betrug der Anteil der Bergleute unter 20 Jahren 15-19%, der 20-30jährigen 30-35% der Gesamtbelegschaft (Heymann/ Freudenberg 1925, 12). Deren Risiko eines vorzeitigen, gewaltsamen Todes zeigt sich besonders eindrucksvoll in einer Gegenüberstellung der Mortalitätszahlen mit anderen Berufsgruppen (Heymann/ Freudenberg 1925, 190).

Mortalität nach Berufsgruppen und Alter in ‰ (1906-1908)

Berufsgruppe	15-20 Jahre	20-25 Jahre
Maschinenbau	2,59	3,53
Chemie	2,69	3,77
Landwirtschaft	3,18	4,75
Bau	3,42	4,92
<b>Bergbau</b>	<b>5,68</b>	<b>6,54</b>

Neben den Ortskenntnissen (Streckenverläufe, meteorologische wie geologische Bedingungen in den jeweiligen Revieren) war ein wesentliches Moment für die Sicherheit unter Tage die Erfahrung in der bergmännischen Tätigkeit. Eine Ausbildung im engeren Sinne, die etwa arbeitsrechtlich fixiert worden wäre, gab es im Bergbau im Untersuchungszeitraum nicht, zum Lehrberuf ist der Bergmann erst nach dem Ersten Weltkrieg geworden. Bergmannsarbeit basiert auf Erfahrungswissen. Der jugendliche Arbeiter unter Tage fing in der Regel als Schlepper oder Bremser an und konnte sich über den Lehrhauer zum regulären Kohlenhauer hocharbeiten. In der Kameradschaft „vor Ort“, angeführt vom „Ortsältesten“, erwarben die Jungen nicht nur die handwerklichen

Fähigkeiten des Berufs, sondern bekamen auch die lebenswichtigen Verhaltensregeln und Sicherheitsvorkehrungen vermittelt (Weber 1978). Mit der Entstehung von Großzechen und der exorbitanten Steigerung der Produktion im Zuge der Hochindustrialisierung wurde diese traditionelle „Lehrzeit“ zunehmend ausgehöhlt. Die Ortskameradschaft befand sich seit den 1880er Jahren in einem Auflösungsprozess und verlor ihre Schutz- und Ausbildungsfunktion. Auch den Zeitgenossen war bewusst, dass die mangelhafte Berufsvorbereitung ein erhöhtes Unfallrisiko bedeutete. Gerade in Boom-Zeiten führte der sprunghafte Anstieg der Beschäftigtenzahlen dazu, dass unerfahrene Arbeitskräfte gleich zu Hauerarbeiten herangezogen wurden. Doch gerade die „eigentliche Hauerarbeit“, so eine zeitgenössische Analyse,

erfordert eine berufsmäßige Ausbildung, aber die hastende Produktion im Ruhrrevier lässt hierzu keine Zeit. Es werden Tausende und Abertausende fremde, ungelernete Arbeiter herangezogen, welche die Gefahren für sich selbst, sowie für ihre Kameraden erhöhen (Pöller 1914, 26).

Selbst die Berginspektoren nannten daher die ungenügende Ausbildung der Bergleute als besonderes Unfallrisiko. Die „Bergpolizeiverordnung des Oberbergamtes zu Dortmund vom 28. Mai 1894, betreffend die Ausbildung der Bergarbeiter zum Zwecke der Verhütung von Unfällen“ bestimmte bezüglich der Ausbildung u.a.:

§ 1. Personen, welche das 16. Lebensjahr noch nicht vollendet haben (...) dürfen zu Arbeiten in der Grube nicht zugelassen werden.

§ 2. Zur selbständigen Ausführung von Hauerarbeiten dürfen nur solche Personen zugelassen werden, welche das 21. Lebensjahr vollendet, wenigstens 3 Jahre in der Grube gearbeitet haben und während dieser Zeit wenigstens 1 Jahr mit Hauerarbeiten unter der Aufsicht eines selbständigen Hauers beschäftigt gewesen sind.

Soweit die rudimentären gesetzlichen Vorschriften zum Einsatz jugendlicher Arbeiter unter Tage bzw. zur bergmännischen Ausbildung – seitens der Arbeiterbewegung wurde man nicht müde zu beklagen, dass dies „vielfach bloß Verordnungen auf dem Papier geblieben sind“ und die Kontrolle ihrer Einhaltung systematisch unterlaufen wurde. Selbst der traditionelle Werdegang des „learning by doing“, vom Schlepper über den Lehr- zum Vollhauer wurde zunehmend ausgehebelt. „Bei der fast ununterbrochen starken Steigerung der Förderung und dem dadurch namentlich zeitweilig ungemein gewachsenen Bedarf an Arbeitskräften“ ist an dessen Stelle

die Verwendung des einzelnen, wo sich gerade die Gelegenheit bot, getreten, und es hat nicht zu den Seltenheiten gehört, dass der aus dem Osten Preußens eingewanderte polnische Ackerknecht schon wenige Monate nach der Aufgabe der landwirtschaftlichen Beschäftigung bei der Kohलगewinnung als Hauer gearbeitet hat (Täglichkeitsbeck 1895, XVII).

Trotz gewisser Vorsicht bei der Interpretation – Unfallursachen haben immer einen komplexen Charakter und keine eindimensionale Erklärung – erga-



ben zeitgenössische Untersuchungen ein überdurchschnittliches Unfallrisiko der Zuwanderer (Münz 1909). Dies war umso bedenklicher, da sich der Anteil der Bergarbeiter aus den Ostprovinzen im Oberbergamtsbezirk Dortmund dramatisch erhöhte, von 24,91% im Jahr 1893 auf 34,7% für 1907 (Bodenstein 1908). Im Jahresbericht der Gewerbeaufsichtsbeamten von 1893 hieß es diesbezüglich:

Bei Untersuchungen von Unfällen ist mehrfach festgestellt worden, dass fremden, aus den ostelbischen Provinzen zugezogenen Leuten Arbeiten übertragen worden, von deren Gefahren sie keinerlei Vorstellungen mitbrachten und dass es an jeder Unterweisung gefehlt hatte (Völkening 1980, 58).

Arbeitssoziologische Studien haben ergeben, dass sich Arbeitsrisiken in erster Linie aus der Diskrepanz zwischen den Anforderungen an den Arbeiter einerseits und seinen Fähigkeiten bzw. Vorkenntnissen andererseits entwickeln. So konstatiert Hagenkötter, dass der Unfall dem Bereich der Fehlhandlungen zuzuordnen ist – nicht im Sinne der schuldhaften Handlung, sondern im Sinne des gewünschten und geplanten Betriebsablaufs – und somit die Fehlverhaltenswahrscheinlichkeit das Unfallrisiko wesentlich mitbestimmt. Diese Wahrscheinlichkeit einer Fehlhandlung wiederum resultiert aus dem Wechselspiel zwischen der Komplexität des Arbeitsablaufes und der Befähigung des Handelnden (Hagenkötter 1969, 54ff.). Im Bergbau ist unter Komplexität weniger die manuelle Verrichtung zu verstehen, zumal gerade die jugendlichen Arbeiter in der Regel für einfache Tätigkeiten, insbesondere als Kohlenschlepper oder Bremser, eingesetzt wurden. Weitaus bedeutsamer waren hier diejenigen Risiken, die sich aus den Besonderheiten des bergmännischen Arbeitsplatzes ergaben: Dunkelheit, Hitze, unwegsame Strecken, Ausströmen von Grubengasen, drohender Einbruch der Verzimmerung, Kohlenfall und vieles mehr. Gerade hier entsprang der bergmännischen Erfahrung die wichtigste Unfallprävention, die darin bestand, bei drohenden Gefahren die richtigen Verhaltensweisen gleichsam „automatisch“ abzurufen.

Zudem war es auch das Betriebsklima, das einen nicht unerheblichen Einfluss auf die Arbeitsrisiken der Jungbergleute hatte. Die Beziehungen zwischen unterschiedlichen Arbeitergruppen bzw. zwischen Arbeitern und Vorgesetzten werden in der betriebssoziologischen Ursachenforschung als wichtige Faktoren für das Unfallgeschehen angeführt.

Wirksam werden solche gestörten hierarchischen Beziehungen für die Unfälle etwa dadurch, dass aus Furcht vor Vorgesetzten schneller gearbeitet wird, so dass die notwendige Vorsicht außer Acht bleibt, oder notwendige Schutzartikel nicht angefordert werden. Auch können Auseinandersetzungen mit Vorgesetzten

oder zwischen den verschiedenen Gruppen „zu mangelnder Konzentration oder innerer Ablenkung führen“ (Völkening 1980, 73). In der zeitgenössischen Literatur wird durchgehend von einem äußerst schlechten Betriebsklima berichtet. Der damalige Vorsitzende des Steigerverbandes, Georg Werner, sah

darin einen entscheidenden Faktor für die Unfallzahlen (Werner 1908), und der christliche Gewerkschaftsführer Heinrich Imbusch sprach von einer zunehmenden Verschlechterung in der Behandlung der Bergleute und berichtete von Beschimpfungen, Verhöhnungen und Misshandlungen, die an der Tagesordnung gewesen seien (Imbusch 1908, 124ff.). Die Jungbergleute, am untersten Ende der Hierarchie stehend, hatten unter diesen Verhältnissen selbstredend besonders zu leiden. Gerade diese Gruppe, die örtlich nicht gebunden war, reagierte mit einem häufigen Wechsel der Arbeitsstätte, was das Unfallrisiko erneut erhöhte.

Aufsässig waren die jungen Bergarbeiter und die Neubergleute schnell bei der Hand ‚die Brocken hinzuwerfen‘, wenn ihnen irgendetwas nicht passte (Adelmann 1962, 185).

Das Gefühl, unterdrückt und ausgebeutet zu werden, führte „naturgemäß“ zu weniger verantwortungsbewusster Arbeit. Dies ergab einen zusätzlichen Risikofaktor, je schlechter das menschliche Verhältnis in der Grube, desto größer die Unfallgefahren. Dass die Situation gerade auch von Arbeiterseite als unerträglich empfunden wurde, zeigt der Forderungskatalog des Bergarbeiterstreiks von 1905, in dem sich an prominenter Stelle die „Beseitigung der vielen und harten Strafen“ findet, die „Bestrafung und Entlassung aller Beamten, die Arbeiter misshandeln oder beschimpfen“ sowie die Forderung nach einer „humanen Behandlung“ (Völkening 1980, 74).

Nicht zuletzt wirkten sich auch die allgemeinen Lebensbedingungen der Jungbergleute zumindest indirekt auf deren Disposition zur Risikobereitschaft aus. Christa Steinberg führte zum Faktor „Wohnsituation“ im Kontext der Unfallentstehung aus:

Ebenso wie die schlechte Wohnung veranlasst die zu beengte häusliche Umgebung zu lustloser und widerwilliger Heimkehr und dementsprechend zu dem Gefühl, dass die Arbeit sich nicht lohne, da der schöne und gemütliche Feierabend fehlt. Der Heimweg wird an der nächsten Wirtschafft unterbrochen und die Arbeit am folgenden Tage ohne ausreichende Erholung angetreten (Steinberg 1957, 60f.).

Unausgeruhtheit und Lustlosigkeit aber, so die betriebssoziologische Analyse, senken die Aufmerksamkeit und erhöhen so die Fehlverhaltenswahrscheinlichkeit und damit auch die Unfallgefahr.

Auch wenn hier noch der Tenor der bürgerlichen Öffentlichkeit des Kaiserreichs anklingt, die nicht müde wurde, den Verfall von Ordnung, Sitte und Moral der Arbeiterschaft des Reviers anzuprangern, hatte das soziale Umfeld – und das galt ganz besonders für die Jungbergleute – doch tatsächlich einen nicht unerheblichen Einfluss auf Unfallrisiko wie Risikobereitschaft.

Das Ruhrgebiet mit seiner Massenzuwanderung, „unkontrollierten Verstädterung“ und den daraus resultierenden, auch infrastrukturellen Folgen, galt als Preußens „Wilder Westen“. In Bochum, so berichtete der westfälische Gendarmeriechef 1869, gäbe es in fast allen Straßen Waffenläden, und der Berg-

mann gehe „hier allgemein mit der Schusswaffe, benutzt sie auch (...) bei der geringfügigsten Veranlassung“ (Jessen 1992, 225). Es entstand eine Grundstimmung von Gewalt und Unsicherheit, an die auch die Anzeige einer Waffenfirma in der „Wattenscheider Zeitung“ aus dem Jahr 1889 appellierte:

Mord! Diebstahl, Einbruch liest man täglich in den Zeitungen. Deshalb kein Mann ohne Revolver. In keinem Schlafzimmer, in keiner Familie darf der Revolver fehlen (Jessen 1992, 225).

Vor dem Hintergrund dieses allgemeinen – wenn auch überzeichneten – Klimas ist es besonders bedeutsam, dass die Sozialisation der jugendlichen Arbeiter weitgehend „auf der Straße“ stattfand. Die Überbevölkerung der rapide wachsenden „Industriedörfer“ führte zu extrem beengten Wohnverhältnissen und hochmobilen Wohnformen. Die Wohnverhältnisse der Bergarbeiter im Ruhrgebiet werden im Untersuchungszeitraum durchgehend als katastrophal beschrieben. Dies galt insbesondere für jugendliche Arbeiter. Während Familienväter zum Teil in den „Zechenhäusern“ der werkseigenen Kolonien wohnten und über halbwegs angemessenen Wohnraum verfügten – soweit sie nicht, wie die meisten, aus finanziellen Gründen gezwungen waren, Untermieter aufzunehmen – lebten die Jungbergleute, sobald sie aus dem Familienverband ausgeschieden, wohl ausnahmslos in spezifischen Sozialisationsformen.

Die neu Zugewanderten wurden etwa in Männerheimen mit Schlafsälen untergebracht, die von einer ausgesprochenen „Machismo-Kultur“ geprägt waren. Noch häufiger aber hatten sie den Status von „Schlafgängern“, das heißt, sie hatten ein Bett in einer Privatunterkunft angemietet, wobei sich, je nach Schichtzeiten, zwei bis drei Bergleute ein Bett teilten. Während es sich dabei nach den Schriften bürgerlicher Sozialreformer „um ein einziges Sündenbabel und den Verlust jeder Kultur“ handelte (Brüggemeier und Niethammer 1978, 153), zwang diese Situation die Betroffenen zu einem Leben in der Öffentlichkeit, auf der Straße oder im Wirtshaus. Der große Bedarf nach öffentlichen Räumen der Zusammenkunft zeigt sich auch in der Ausbreitung der berühmterbüchtigten „Schnapskasinos“, Privatvereinen oder –genossenschaften von Arbeitern mit dem einzigen Zweck, Alkoholika billig zu beschaffen und ohne die Restriktionen der Sperrstunde zu konsumieren. Besonders für die jungen Arbeiter waren derartige Einrichtungen „überfamiliärer Sozialisationsraum“ (Ritter und Tenfelde 1992, 659).

Ein Kennzeichen der Adoleszenz ist es, dass sich gerade junge Männer stark und unbesiegbar fühlen, was sich in einer besonders hohen Risikobereitschaft ausdrückt (Hall 1905). Insbesondere der Wegfall der Familienstruktur und deren Ersetzung durch die spezifische Männerwelt überhöhte dieses Charakteristikum signifikant. Jugendliche Bergleute waren von einem bestimmten „Männlichkeitsideal“ geprägt, das durch Gewalt und deviantes Verhalten, sowie, was sich als besonders folgenschwer für den Arbeitsalltag erwies, durch Herausstellung persönlichen Mutes und Ablehnung von Regeln und Autoritäten bestimmt war.

Daraus resultierte auch jenes Verhalten der Jungbergleute, einerseits häufig den Arbeitsplatz zu wechseln und andererseits in Positionen zu drängen, denen sie nicht gewachsen waren. In den behördlichen „Amtlichen Mitteilungen“ der Gewerbeaufsichtsbeamten wurde ausgeführt, dass die Gefährdung der Belegschaften „durch den häufigen Wechsel der Arbeiter nicht unwesentlich erhöht“ werde.

Bei Untersuchungen von Unfällen ist wiederholt festgestellt worden, dass fremden, aus den ostelbischen Provinzen zugezogenen Leuten Arbeiten übertragen wurden, von deren Gefahr sie keinerlei Vorstellungen mitbrachten und dass es an jeder Unterweisung gefehlt hatte (Amtliche Mitteilungen 1893, 266).

Doch gerade die Gruppe der Fernwanderer drängte ihrerseits darauf, „sofort die ihren Kräften und Lohnansprüchen mehr entsprechende Tätigkeit“ als Hau-er anzutreten (Münz 1909, 102).

Die „Bergwelt“ unter Tage stellte ein Faszinosum für die Jugendlichen dar. Die harte Realität zunächst ausblendend, versprach diese dunkle, unbekannte Welt Abenteuerliches. Der Protagonist einer Erzählung beschreibt seine erste Einfahrt als 16-jähriger so:

Unheimlich seltsam fast war das Leben hier unten am Schacht (...) hartauf bei dem letzten Licht in der Ferne wachte das dunkle Geheimnis der Nacht. Und auf den Gesichtern der eingefahrenen Mannschaft schrieb sich diese Nähe der Nacht. Und doch gingen die Männer unbekümmert zwischen den wartenden Wagenzügen dahin, und eine wilde Natürlichkeit sprach aus ihrer zerlumpte Gestalt. (...) Der Druck, der beim Verlassen des Korbes auf ihm gelegen, verschwand. Und männlich-gleichgültigen Schrittes zog er mit den anderen davon (Müller 1928).

So männlich-gleichgültig – angesichts der drohenden Gefahren! – wollte man auch sein. Die Jugendlichen wollten wie die Erwachsenen sein, sie gar übertrumpfen. Als der Junge einmal vom Steiger als „ein ganzer Kerl“ tituliert wurde, weckte dies seinen Ehrgeiz, sich mit den erwachsenen Kameraden in der Arbeitsleistung zu messen.

In Gerd war ein ungebändigter Drang. Und jedes Mal, wenn das Getöse der Wagen am ärgsten erscholl, fühlte er in sich eine gewaltige Lust. Dann wallte ein Kraftgefühl in ihm hoch, stärker als jenes, das er Wochen zuvor beim Schachtbetrieb über Tage empfand. Er hätte ringen mögen, ringen – der kleine Mensch – mit den gewaltigen Mächten der Erde und Macht.

Naturgemäß führte dies zu Selbstüberschätzung und Übermut. Und wenn von vorne ein Brüllen kam „Los, los, Kerls, geladen!“, dann drängte er die Schuppe

in ohnmächtiger Wut noch tiefer und wilder in den zerschossenen Haufen Gestein. Dann war es, als höhnte in Gerd eine Stimme: ‚Gerhard, Gerd, deine Stunde ist da! Du Himmelsstürmer, los, los, nun zeig, was du kannst.‘ Dann schaffte der Neuling mit blutenden Händen und wund geriebenen Knien. (...) Jugendstarke, brennende Fäuste umkrampften den Stiel (Müller 1928).

Hintergrund für diese Selbstwahrnehmung der jungen Männer war die „psychische Disposition“ in der „Übergangszeit von der Zuwanderung zur Ansässigkeit“. Menschen, die in ihren

entscheidenden Prägejahren ihre Heimat aufgeben mussten, um unter völlig neuartigen Arbeits- und Daseinsbedingungen ihre Existenz zu sichern, verhalten sich, so lautet die Annahme, anders als jene, die schon als Kind in diese Umwelt hineinwachsen (Ritter und Tenfelde 1992, 435).

Das besonders impulsive Potential etwa der jugendlichen polnischen Arbeiter wie auch deren hohe Risikobereitschaft spiegelte sich in den berühmten „Herner Krawallen“ des Jahres 1900 wider (Tenfelde 1979). Aus relativ nichtigem Anlass entlud sich hier die ganze angestaute Wut der Polen über die Wohn- und Arbeitsbedingungen, die Missgunst der einheimischen Bevölkerung. Sie waren als „Lohndrücker“ verschrien und als diejenigen, die sich nur selten weigerten, gefährvolle Tätigkeiten unter Tage auszuführen. Verstöße gegen Sicherheitsbestimmungen nahmen sie zumeist viel eher hin als die eingesessenen Familienväter. Ihre Unkenntnis paarte sich oft mit jugendlichem Leichtsinn, was zu unkalkulierbaren Gefährdungspotentialen führte.

## 2. Bewältigungsstrategien

Angesichts des allgegenwärtigen Todes hatte die bergmännische Kultur ausgeprägt morbide Züge. Dies zeigt sich bereits in der grundsätzlichen Einstellung dem Tod gegenüber, die einerseits von Religiosität, andererseits von einer militärischen Grundhaltung geprägt war (2.1). Diese „Bewältigungsstrategien“ sollen zudem anhand von konkreten Ausprägungen, den bergmännischen Beerdigungen (2.2) sowie den literarischen Verarbeitungen des (vorzeitigen) Todes bzw. der Gedenkstätten für die Opfer der Grubenkatastrophen (2.3) dargestellt werden.

### 2.1 Der bergmännische Tod

In den Liedern und Gedichten trägt der Knappe „ein Totenhemd“, er fuhr zur „letzten Seilfahrt“ ein, und insbesondere der Topos vom „Licht“ (in Form der Sonne oder ihrer Stellvertreterin, der Grubenlampe) als „Lebenslicht“, das für immer gelöscht wird, ist allgegenwärtig. Angesichts des stetig drohenden Todes hatten sich seit dem Mittelalter im Wesentlichen zwei Strategien zur Bewältigung entwickelt. Einerseits waren Bergleute hoch religiös: Man hatte seine eigene Schutzheilige, baute Kapellen und betete vor jeder Einfahrt in den Schacht. Andererseits entwickelte sich ein soldatischer Habitus.

Dementsprechend variierte die Haltung dem Tod gegenüber, von „gottgewollt“ bis hin zu einer militärisch-fatalistischen Attitüde. Erst mit der Arbeiterbewegung im ausgehenden 19. Jahrhundert wurden diese passiven Formen ergänzt durch Ursachenforschung und Anklagen. Den Zechenbetreibern wurde

vorgeworfen, bei ihrer „Jagd nach Kohle“ Arbeitsschutzmaßnahmen regelmäßig zu unterlaufen und den vielfachen Unfalltod, gerade unter den jungen und ungelerten Bergleuten, in Kauf zu nehmen.

Im Mittelpunkt der bergmännischen Religiosität stand die Heilige Barbara, die Schutzpatronin des Bergbaus. Ihr zu Ehren wurden zahllose Kapellen erbaut, Lieder und Gebete verfasst. Sie sollte den Bergmann bewahren vor dem „jähren und unversehnen Tode“, der allgegenwärtig war. In den Lebenserinnerungen eines Bergmannes wird die „Grundstimmung“ beschrieben. Das Arbeitsleben war

von unzähligen Gefahren umgeben, der Tod folgt ihm auf dem Fuße und zeigt ihm mit jedem Schritte seinen gähnenden Rachen. Es geht das Sprichwort ‚Der Bergmann kleidet sich jeden Morgen in sein Todtenhemd‘ und dem ist wirklich so (...). Wie Mancher, der frohen Muthes, doch sich der Obhut des Höchsten empfehlend, von Hause geht und Alles, was ihm lieb und theuer ist, zurücklässt – findet in der Berge Schacht seinen Tod und schaut nimmer das Tageslicht wieder (Mischdörfer 1846, 14f.).

Man begab sich in die „Obhut des Höchsten“, der selbstredend auch unter Tage präsent war. Er war allgegenwärtig, wie der Tod, und wurde, dies unterstreicht den Zusammenhang eindrucksvoll, gleichsam in die bergmännische Arbeitsorganisation integriert. In der religiösen Erbauungsliteratur erschienen Gott oder Christus als „Höchster Bergverwalter“ oder „aller Menschen Obersteiger“, das Jenseits als „ewige Teufe“ und das Jüngste Gericht als „Großer Lohnstag“ (Heilfurth 1981, 193).

Den vermeintlich gottgewollten Gefahren ihres Tuns begegneten die Bergleute traditionell mit einer von verschiedenen Arten des Aberglaubens durchsetzten tiefen Religiosität. Der

Charakter der bergmännischen Werkstätigkeit mit ihren Faktoren des Risikos bei der Erschließung und Gewinnung der Bodenschätze in dem unmittelbaren gegenüber der Naturmächte und ihrer Unberechenbarkeit spezifische Formen des religiösen Ethos und Verhaltens entstehen lassen, die aus verpflichtenden Glaubensäußerungen und Handlungsweisen bestehen (Heilfurth 1981, 178).

Die vielfach konfessionell gebundenen Knappenvereine etwa ließen ihre Fahnen (häufig mit der Inschrift: „Tief in der Erden Schoß, wartet uns ein ernstes Los“) in aufwändigen Zeremonien weihen, man beging das St. Barbara-Fest mit Fürbitten für die Kameraden und betete gemeinsam vor jeder Einfahrt. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts trat eine von oben oktroyierte Säkularisierung ein, als die tägliche Schichtandacht auf dem „Altar des Profits geopfert“ – wie es seitens der Arbeiterbewegung hieß – und somit verboten wurde, was unter den nicht wenigen noch immer christlich geprägten Bergleuten auf Protest stieß.

Gleichzeitig reagierten die christlichen und insbesondere die sich zunehmend formierenden freien Knappenvereine auf den Tod der Kameraden mit soldatischer Haltung. Die ständige Präsenz des Todes, an der Kriegsfront wie

beim Abbau unter Tage, generierte Bewältigungsstrategien, die geprägt waren von Fatalismus und Heldenverklärung. Gerade der Tod des jungen Menschen konnte doch nur „Sinn“ machen, wenn er als Held, als Märtyrer starb. Hier zeigen sich auffallende Parallelen zwischen Militär und Bergbau. Auf den Friedhöfen des Ruhrgebietes sind die Gräberfelder und Denkmäler der Opfer von Grubenkatastrophen kaum von denen der Kriegsoffer zu unterscheiden.

## 2.2 Zu Grabe tragen

Die enge Verknüpfung von Arbeitsalltag und Tod, von Religiosität und militärischem Habitus, manifestiert sich eindrucksvoll im Ablauf der bergmännischen Begräbnisse. Bis heute ist es Brauch (wie beim Militär), dass die Bergleute ihre Toten selbst zu Grabe tragen, zur „letzten Grubenfahrt, von der es keine Wiederkehr“ gibt. Die „Beisetzungsfeierlichkeiten in ihrer berufsbezogenen Umrahmung“ spiegeln das „gemeinsame Schicksal der Gefährdung“ wider. Die Bergleute tragen Uniformen, führen Fahnen und nicht selten Grubenlampen mit, die stellvertretend für das „Lebenslicht“ stehen, das „nur äusserlich erlischt“. Wenn sie die Toten ins Grab gesenkt haben, löschen die Kameraden ihre Lichter zum Zeichen des Abschieds. „Nirgends werden Ernst und Würde“ der Bergleute so deutlich

wie in ihrem Brauchtum angesichts des Todes, mit dem sie in besonderer Weise vertraut sind und den sie in ihrer Berufswelt durch das Synonym der „letzten Schicht“ voll einbeziehen (Heilfurth 1981, 170f.).

Gerade die Massenunglücke im Bergbau fanden große Anteilnahme unter der Bevölkerung. Als am 16. November 1908 die bis dahin geborgenen der 350 Opfer der „Grubenkatastrophe“ auf der Zeche Radbod (Pabst 1982) zu Grabe getragen wurden, folgte ein Trauerzug von etwa 25000 Menschen den Särgen, die Straßen waren von weiteren Tausenden gesäumt (die Gemeinde Radbod hatte knapp 2000 Einwohner). Ortsverbände der Bergbau-Gewerkschaften, Knappenvereine aus dem gesamten Revier, sozialdemokratische Arbeitergruppen, Männer mit Bergmanns-Uniformen, Abzeichen, Orden und Fahnen. Erst nach Stunden erreichte der kilometerlange Trauerzug den Friedhof, wo ein 65 Quadratmeter großes Massengrab ausgehoben war. „Frauen wurden ohnmächtig vom Platze geführt“, berichtete ein Reporter. Der Pfarrer sprach über Jesaja 45, Vers 15: „Du bist ein verborgener Gott.“ Tausende Kränze wurden niedergelegt, mit persönlichen Widmungen, mit Worten der Trauer von Vereinen. Allerdings tauchten auch rote Kranzschleifen auf, die Inschriften trugen wie: „Den jäh dahingerafften Opfern kapitalistischer Profitgier“ oder „Für Gier und Kapital gefallen in der Schlacht auf Radbod 1908“ (Pabst 1982).

Exemplarisch zeigt sich hier das Nebeneinander der Bewältigungsstrategien, vom „gottgewollten“ Tod und soldatischen Topos bis hin zur ohnmächtigen Wut. Der Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“ berichtete am folgenden Tag:

Bald ertönte auf der Straße die Melodie ‚Freut euch des Lebens, weil noch ein Lämpchen glüht‘ und die Knappen, die eben noch gesenkten Hauptes hinter Särgen geschritten, zogen flink dem Bahnhofe zu, um eiligst wieder an die Arbeit zu gehen. Sie machen es wie die Soldaten, die einen im Felde gefallenen Kameraden begraben haben. Auch sie spielen, wenn sie vom Grabe zurückkehren, lebensfrohe Weisen.

Ein derartiges Verhalten ist nicht ungewöhnlich angesichts des Grauens, des massenhaften Todes, der Verstümmelung, ob in den Schützengräben an der Front oder den Schächten unter Tage.

Hinter diesen kollektiven Formen der Reaktion auf die massenhaften Unfallopfer verbargen sich ungezählte Einzelschicksale. Jenseits der persönlichen Trauer bedeutete der Tod, angesichts des unzureichenden Unterstützungswezens, für die Angehörigen immer auch eine Bedrohung der ökonomischen Lebenssituation. Dabei wog der „Wegfall“ des Familienernährers natürlich besonders schwer. Zur Schlagwetterexplosion auf der Zeche Neu-Iserlohn vom 17. Januar 1868 berichtete der „Märkische Sprecher“:

Man möge es mir erlassen, die herzergreifenden Szenen zu beschreiben, die bei der Rettung und zu Tage-Förderung der unglücklichen Leute sich ereigneten! (...) Siehe hier die trostlose Gattin im tiefen Schmerze über den endlich nach langem Suchen aufgefundenen, aber fast verkohlten Leichnam ihres vor kaum einer Stunde noch gesund und munter verlassenen Gatten liegen! O, siehe dort die tiefgebeugte Mutter über den Leichnam ihres treuen und innigen Sohnes, der alleinigen Stütze ihres Alters, - und hier neben Dir den vor Schmerz und Gram sich kaum aufrechthaltenden Vaters seinen Sohn finden – einen Leichnam mit zerschmetterten vom Körper abgetrennten Gliedern. – Höre weit hinten auß dem Haus das Schreien und Jammern der Kinder, die (...) ach! Als trauernde hungernde Waisen von dannen gehen und – weinen!

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die Präsenz höchster bergbehördlicher Funktionsträger und Unternehmerkreise „vor Ort“ bei Massenunfällen üblich. Dies förderte keinesfalls Einsichten über die Unfallursachen zu Tage – und das war auch nicht wirklich beabsichtigt. Viel wichtiger war die Symbolkraft ihrer Anwesenheit am Unfallort während der Beerdigungszeremonien. Sie suggerierten, neben einem vermeintlichen Mitgefühl, den Umstand, dass ein solches Unglück (sic!) selbst die „hohen Herren“ weder erklären, noch vorhersehen oder gar verhindern konnten. Was sich hier ereignet hatte, schien auch weiterhin die Konsequenz höherer Fügung zu sein.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden, bedingt durch die exorbitante Produktionssteigerung, der bedingungslosen „Jagd nach Kohle“ auf den modernen Großzechen, wie es seitens der Arbeiterbewegung hieß, Zahl und Ausmaß der Massenunfälle immer größer. Die „Grubenkatastrophen“ wurden zum Thema der nationalen Öffentlichkeit. Nach der Schlagwetterexplosion auf der Zeche Lothringen am 8. August 1912 traf der Kaiser höchstselbst bereits am folgenden Tag am Unglücksort in Bochum ein, um sich zu informieren und zu den Bergleuten zu sprechen. Der Besuch hatte staatsmännisch-militärischen Charak-



ter. Der Kaiser, selbstredend in „Admiraluniform“, fuhr mit großer Eskorte vor, ließ sich von den leitenden Herren der Zeche die Lage erklären und „sodann zwei Bergleute zu sich holen, die beide einen Sohn bei dem Unglück verloren haben. Der Kaiser ließ sich über die Familienverhältnisse der beiden gebeugten Väter berichten und sprach ihnen Trost zu.“ Später ging er „die Reihe der Retter entlang und sprach mit einer großen Anzahl von ihnen, wobei er ihrer Uner-schrockenheit hohe Anerkennung zollte.“ Schließlich „wandte sich der Kaiser mit militärischem Gruße zum Abschied“ (Brämer 1992).

Auch wenn hier noch die „gebeugten Väter“ Erwähnung finden, der Fokus des öffentlichen Interesses lag eindeutig auf der Situation der Hinterbliebenen, der Witwen und Waisen. In der Berichterstattung wurde selten vergessen, darauf hinzuweisen, wie viel Geld die Zechenbetreiber oder gar der Kaiser persönlich den Hinterbliebenen zukommen ließen, in den Zeitungen finden sich Anzeigen, in denen Vereine oder Unternehmer ihre Spendenvolumen öffentlich machten (Brämer 1992). Hinter dieser Anteilnahme verschwand der frühzeitige Tod der vielen Jungbergleute fast ganz. Und das lag ja durchaus im Interesse einflussreicher Kreise.

### 2.3 Gedenken

Formen des Gedenkens an die ungezählten Todesopfer manifestierten sich in Wort und Stein, in Gedichten bzw. Liedern und Denkmälern. Dabei wird der frühzeitige Tod selten eigens thematisiert, dazu war er viel zu „selbstverständlich“, gehörte zum „Berufsrisiko“. Der Bergmann starb früh, das war schick-salhaft. Entsprechend heißt es in dem Gedicht „Bergmannslos“ des berühmten Bergarbeiter-Dichters Heinrich Kämpchen (1847-1912) u.a.:

Das ist des Bergmanns früher Tod:  
Er muß im Schacht  
Tagtäglich scharren um sein Brot  
In Dunst und Nacht. –  
Oft stürzt auf ihn mit Ungestüm  
Der Wasserschwall –  
Das Wetter dräut, das Ungetüm,  
Der Berge Fall. –

So ist sein Leben immerdar  
Bedrängt, bedroht,  
Und stets umwittert von Gefahr,  
Von Not und Tod. –

So macht er täglich seine Schicht  
In Stein und Kluft,

Und gräbt beim trüben Lampenlicht  
Sich selbst die Gruft. –“  
(Kämpchen 1931, 85)

Eines der wenigen Gedichte, das, über die Figur der Mutter, ausschließlich den jugendlichen Opfern gilt, stammt von Gerrit Engelke (1892-1918):

#### Der Tod im Schacht

Zweihundert Männer sind in den Schacht gefahren.  
Mütter drängen sich oben in Scharen.  
– Rauch steigt aus dem Schacht.  
Die Kohlenwälder nachtunten glühen,  
urwilde Sonnenfeuer sprühen.  
– Rauch steigt aus dem Schacht.  
Retter sind hinabgestiegen;  
kamen nicht wieder, sie blieben liegen.  
– Rauch steigt aus dem Schacht.  
Der Brandschlund frisst seine Opfer - und lauert.  
Die brennenden Stollen werden zugemauert.  
– Rauch steigt aus dem Schacht.  
Zweihundert waren in den Schacht gefahren.  
Mütter weinen an leeren Bahnen.  
– Rauch steigt aus dem Schacht.  
(Engelke 1921, 52)

Der vorzeitige Tod war Teil des alltäglichen Bedrohungsszenarios und wurde in der Literatur kaum eigens thematisiert. Warum auch? Schließlich machte der Tod, etwa bei den großen Schlagwetterexplosionen, auch keinen Unterschied zwischen Jung und Alt.

Auch die zahlreichen Gedenkstätten der Opfer von Grubenkatastrophen gehen, wie diejenigen der Kriegsoffer, nicht eigens auf das jugendliche Alter ein. Allein anhand der Lebensdaten auf den Gedenktafeln oder Grabsteinen lässt sich erahnen, wie hoch deren Anteil war. Vergleicht man die Kriegerdenkmäler mit den Denkmälern für Verunglückte des Bergbaus, so stellt man in ikonographischer und typologischer Hinsicht keine wesentlichen Unterschiede fest. Eine spezifische bergmännische Denkmalform, in Abgrenzung zur kriegerrisch-soldatischen, ist nicht entwickelt worden. Sie blieben konventionell, gingen auf das Spezifische des bergmännischen Todes nicht ein und dokumentierten hingegen offizielle Repräsentationssucht und Obrigkeitsdenken. Seitens der Bergwerksunternehmer war man bestrebt, repräsentative Denkmäler zu errichten. Je folgenschwerer das Unglück, desto größer war der für das Denkmal betriebene Aufwand.

Neben Obelisk (bei denen man das emblematische Eichenlaub mit Schwertern durch das bergmännische Symbol Schlägel und Eisen ersetzt!) oder Tempelmotiven finden sich häufig Skulpturen. Analog zum Soldaten auf einer Geländeerhebung als „schöner Gefallener ohne Verwundung“, finden sich auch „heldenhafte“ Bergleute, die im Kampf gefallen sind. Diese Gleichsetzung geht mitunter so weit, dass von der eigentlichen Ursache des massenhaften Todes nicht mehr die Rede ist. So findet sich etwa auf der Inschrift des Denkmals für die 62 Opfer der Dortmunder Zeche Kaiserstuhl vom 19. August 1893 kein Wort von einer Schlagwetterexplosion, man spricht allein von der „Pflichterfüllung“ der Bergleute bis in den Tod („Den in treuer Pflichterfüllung verunglückten Bergleuten...“). Ein häufiges Motiv sind auch Bergleute vor sog. „Mundlöchern“ leise trauernd, Abschied nehmend oder tatendurstig, in den Kampf ziehend. Diese Mundlöcher waren in frühen Zechen der Eingang in den Stollen, die dunkle Unterwelt, also eine kaum zu übersehende Anspielung auf das antike Motiv vom Tor ins Totenreich.

Die Bergbau- und Kriegerdenkmäler waren ganz offensichtlich ähnlichen Gestaltungsprinzipien unterworfen, die sich aus vergleichbaren Grundstrukturen ergaben. Der Bergbau war traditionell paramilitärisch strukturiert, in seinem „Kampf gegen die Naturgewalten“ musste er Prinzipien wie Unterordnung, Befehl und Gehorsam einsetzen, um bestehen zu können. Das gemeinsame Handeln unter einem Befehl prägte den Bergbau ebenso wie das Militär – im Französischen findet sich auch der Begriff „soldat du souterrain“. Entsprechend wichtig war auch die bergmännische Solidarität, andererseits aber auch ein gewisser Fatalismus. Man war sich des permanent drohenden Todes bewusst.

Insofern sind Denkmäler für verunglückte Bergleute immer auch Denkmäler eines Kampfes, der gleichsam im Bergwerk verloren worden ist, wobei die Gründe für den Tod anonym bleiben, aus Sicht der Denkmal-Erbauer nicht genannt zu werden brauchen und hinter ‚Worthülsen‘ durchaus verborgen werden können. Dementsprechend haben die Bergwerksunternehmer die bei den Unglücken verstorbenen Bergleute als Opfer und – bewusst oder unbewusst – als Soldaten, zumindest aber Bergleute als den Soldaten gleichwertig zuzuordnender Berufsstand betrachtet (Slota 2008).

## Schluss

Das frühe Sterben der Bergleute ist ein Beispiel für den vorzeitigen Tod durch Arbeit. Dabei meint der Begriff konkret einen durch spezifische Arbeitsbedingungen verursachten Tod. Vorzeitig, weil er ohne diese Form von Arbeit nicht eingetroffen wäre. Die Frage nach dem „Sinn“ eines langen Lebens lässt sich für den Bergbau im Kaiserreich nicht beantworten bzw. sie stellte sich gar nicht. Denn ein langes Leben war die Ausnahme, der „vorzeitige“ Tod die Regel. Die vielfältigen berufsbedingten Erkrankungen, die zu einem – im statistischen Mittel – frühen Tod führten, konnten hier gar nicht behandelt wer-

den. Selbst der jähe Tod, ohne Vorerkrankung, war so allgegenwärtig, dass er kaum thematisiert wurde. Die beschriebenen Arbeitsbedingungen und der massenhafte Einsatz ungelernter, junger Bergleute führten zwangsläufig dazu. Je nach persönlicher Ausrichtung reagierten die Bergleute mal mehr religiös, mal mehr fatalistisch. Dies zeigt sich insbesondere in den „Bewältigungsstrategien“, die sich im Spektrum von gottgewolltem Schicksal, anklagender Wut bis zu soldatischem Heldentum bewegten.

## References

- Adelmann, Gerhard. 1962. *Die soziale Betriebsverfassung des Ruhrbergbaus vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg*. Bonn: Röhrscheid.
- Allgemeiner Knappschaftsverein Bochum. 1909. *Verwaltungsbericht für das Jahr 1908, Teil I*. Bochum.
- Amtliche Mitteilungen* aus den Jahresberichten der Gewerbeaufsichtsbeamten, Jahrgang 1893.
- Bodenstein, Bernhard. 1908. *Die Beschäftigung ausländischer Arbeiter in der Industrie*. Essen: Baedeker.
- Brämer, Helmut. 1992. *Der Knappen letzte Fahrt. Eine Dokumentation über Grubenkatastrophen und die dazugehörigen Friedhofs-Gedenkstätten in Bochum*. Bochum: Kracht.
- Franz-Josef Brüggemeier und Lutz Niethammer. 1978. „Schlafgänger, Schnapskasinos und schwerindustrielle Kolonie. Aspekte der Arbeiterwohnungsfrage im Ruhrgebiet vor dem Ersten Weltkrieg“. In *Fabrik – Familie – Feierabend. Beiträge zur Sozialgeschichte des Alltags im Industriezeitalter*, ed. Jürgen Reulecke and Wolfhard Weber, 135-176. Wuppertal: Hammer.
- Engelke, Gerrit. 1921. *Rhythmus des neuen Europa*, Jena: Diederichs.
- Goldmann, Hugo. 1903. *Die Hygiene des Bergmannes, seine Berufskrankheiten, erste Hilfeleistung und die Wurmkrankheit*. Halle/S.: Knapp.
- Hagenkötter, Manfred. 1969. *Soziale Einflüsse und Häufigkeit der Arbeitsunfälle im Bergbau*. Münster: Univ. Diss.
- Hall, G. Stanley. 1905. *Adolescence: Its Psychology and Its Relation to Physiology, Anthropology, Sociology, Sex, Crime, Religion and Education*, 2 Bde. New York.
- Heilfurth, Gerhard. 1981. *Der Bergbau und seine Kultur. Eine Welt zwischen Dunkel und Licht*. Zürich: Atlantis.
- Imbusch, Heinrich. 1908. *Arbeitsverhältnisse und Arbeiterorganisationen im deutschen Bergbau*. Essen: Verlag des Gewerkvereins Christlicher Bergarbeiter.
- Imbusch, Heinrich. 1916. *Jugendliche Arbeiter im Bergbau*. Essen: Verlag des Gewerkvereins Christlicher Bergarbeiter.
- Jessen, Ralph. 1992. „Gewaltkriminalität im Ruhrgebiet zwischen bürgerlicher Panik und proletarischer Subkultur (1870-1914)“. In: *Kirmes-Kneipe-Kino. Arbeiterkultur zwischen Kommerz und Kontrolle (1815-1914)*, ed. Dagmar Kift, 226-255. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Kämpchen, Heinrich. 1931. *Aus der Tiefe. Gedichte und Lieder eines Bergmanns, ausgewählt und eingeleitet von W. Helf*. Bochum: Hansmann.
- Kroker, Evelyn und Michael Farrenkopf. 1998. *Grubenunglücke im deutschsprachigen Bergbau*. Bochum: Selbstverlag des Deutschen Bergbau-Museums.

- Milschdörfer, Rudolf. 1846. *Begebnisse aus dem eigenen Leben*, Schwerte.
- Müller, Fritz. 1928. *Gerhard Johanning. Eine Erzählung aus dem Land der tausend Schächte*. Bielefeld: Jugendverlag.
- Münz, Heinrich. 1909. *Die Lage der Bergarbeiter im Ruhrrevier*. Essen: Baedeker.
- Ohm, Johannes. 1912. *Das Augenzittern der Bergleute*. Leipzig: Springer.
- Pabst, Wolfgang. 1982. *350 Männer starben, nun lasst uns tanzen. Die Katastrophe in der Steinkohlen-Zeche Radbod/Hamm im November 1908*. Herne: Wolf.
- Richard Pöller. 1914. *Die Gefahren des Bergbaus und die Grubenkontrolle im Ruhrrevier*, München: Duncker und Humblot.
- Ritter, Gerhard und Klaus Tenfelde. 1992. *Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914*. Bonn: Dietz.
- Slotta, Rainer. 2008. „Die Denkmäler der Bergwerkskatastrophe von Courrières im Kontext der Erinnerungskultur.“ In *Die Grubenkatastrophe von Courrières 1906. Aspekte transnationaler Geschichte*, ed. Michael Farrenkopf and Peter Friedemann, 229-276. Bochum: Deutsches Bergbau-Museum.
- Steinberg, Christa. 1957. *Der Unfallgefährdete und die Unfallverhütung im Ruhrbergbau*. Berlin: Duncker und Humblot.
- Täglichkeitsbeck, Otto. 1895. *Die Belegschaft der Bergwerke und Salinen im Oberbergamtsbezirk Dortmund nach der Zählung vom 16. Dezember 1893, Bd. I*. Dortmund: Bellmann & Middendorf.
- Tenfelde, Klaus. 1979. „Die „Krawalle von Herne“ im Jahre 1899“. *Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz* 15: 71-104.
- Völkening, Ulrich. 1980. *Unfallentwicklung und -verhütung im Bergbau des Deutschen Kaiserreiches*. Bremerhaven: Wirtschaftsverlag NW.
- Weber, Wolfhard. 1978. „Der Arbeitsplatz in einem expandierenden Wirtschaftszweig: Der Bergmann“. In *Fabrik – Familie – Feierabend. Beiträge zur Sozialgeschichte des Alltags im Industriezeitalter*, ed. Jürgen Reulecke and Wolfhard Weber, 89-113. Wuppertal: Hammer.
- Werner, Georg. 1908. *Unfälle und Erkrankungen im Ruhrbergbau*, Essen.